

Musikstunde

Gott singt falsch Napoleon und die Musik (3)

Von Werner Klüppelholz

Sendung: 14. August 2019
Redaktion: Dr. Bettina Winkler
Produktion: 2019

SWR2 können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de, auf Mobilgeräten in der **SWR2 App**, oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die neue SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

SWR2 Musikstunde mit Werner Klüppelholz

12. August – 16. August 2019

Gott singt falsch

Napoleon und die Musik (3)

Das heutige Napoleon-Thema ist der Ruin; von Menschen und Pferden, Ohren und Lautsprechern. Dazu heißt Sie Werner Klüppelholz herzlich willkommen.

Napoleon, der die Menschen durchschaute wie kaum ein Zweiter, verleiht weit über 2.000 Adelstitel, um sich deren Träger gefügig zu machen. Nur nach Verdienst allerdings und erblich sind sie auch nicht. Er selbst hingegen benötigt einen Erben für den Thron, um sein Lebenswerk zu sichern, wie gewohnt einen männlichen. Dass Joséphine keine Kinder mehr bekommt, liegt nicht an ihm, wie ein außerehelicher Sohn beweist. Schweren Herzens lässt er sich daher von Joséphine scheiden und heiratet die österreichische Kaisertochter Marie Luise, mit einer pompösen Feier, die Augenzeugen als „kalt und traurig wie eine Beerdigung“ empfinden. Bald darauf ist Marie Luise schwanger. Schwere Geburt, die anschließend dem französischen Volk verkündet wird.

Mit einhundert Kanonenschüssen für einen Jungen, bloß 21 für ein Mädchen. In den Pariser Markthallen prügeln sich gerade zwei Arbeiter, sie halten inne beim ersten Schuss und fallen sich in die Arme beim zweiundzwanzigsten. Napoleons überlebensgroßer Nimbus ist ungebrochen. Obwohl er in dieser Zeit von allen öffentlichen Gebäuden die Revolutionsdevise „Liberté, Egalité, Fraternité“ entfernen lässt und immer mehr König Ludwig imitiert, den er gar seinen „Onkel“ nennt, denn Marie Luise ist ja dessen Nichte. Hoffnungen, diese Ehe würde Napoleon ruhiger werden lassen, erfüllen sich nicht, er wird nur noch dicker. Immerhin nimmt er sich etwas mehr Zeit für seine blutjunge Frau, etwa für eine Privataufführung der Oper „Gli Orazi e i Curiazi“ in den Tuileries. Dieses Werk von Domenico Cimarosa spielt im ganz alten Rom und zeigt zwei Liebende aus den Familien der Horatier und der Curiatier, die so verfeindet sind wie Österreich und Frankreich. Was Napoleon bestens vertraut ist: Ein Kampf soll endlich zum Frieden führen. Dazu werden je drei junge Männer aus beiden Familien ausgelost, darunter Curiazio, der nun von seiner Geliebten Orazia Abschied nehmen muss.

Weil die Männer-Rolle bei der Uraufführung der Oper 1796 von einem Kastraten gesungen wurde, sind hier zwei Frauen zu hören, Kirsten Blaise und Anna Bonitatibus sowie das

Orchester der Ludwigsburger Festspiele, der Dirigent ist Michael Hofstetter.

Musik 1

Cimarosa:

Gli Orazi e i Curiazi, II. Akt, 1. Szene

7'57"

K. Blaise, A. Bonitatibus, Orchester der Ludwigsburger Festspiele

Ltg. M. Hofstetter

M 0036766 016

Sieben Mal haben die alliierten Monarchien das revolutionäre Frankreich bekämpft und wurden dabei finanziell massiv unterstützt von England. Seit 1807 will Napoleon deshalb England mit einer See-Blockade schwächen, keine Waren sollen mehr aus dem Land heraus- und keine mehr hineinkommen. Was eine Weile gelingt, das Getreide wurde dort wirklich knapp, aber schon Napoleons königliche Brüder hielten sich nicht an die Kontinentalsperre und der Schleichhandel blühte. Zum Beispiel in Hamburg stieg die Zahl der Bestattungen sprunghaft an, da sich Särge gut zum Schmuggel von Kaffee verwenden lassen.

Letztlich schadet die Blockade allen, Frankreich selbst und ebenfalls Russland, mit dem es zu dieser Zeit verbündet ist. Zar Alexander macht nicht mehr mit, ein halber Kriegsgrund. Noch sagt Napoleon „Ich wünsche nicht, Krieg gegen Russland zu führen, ich habe Gott sei Dank nicht den Verstand verloren“. Aber die große Verblendung hatte bereits begonnen. Der vierzehnjährige Heinrich Heine erblickt Napoleon in Düsseldorf und notiert „Auf diesem Gesicht stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben außer mir.“ Napoleon hält sich für unfehlbar, damit beginnt sein Untergang. Er, der als Konsul stets um den Rat anderer bat, schlägt nun jede Warnung in den Wind, etwa die prophetischen Worte von Bruder Jérôme: „Sollte es zu einem Krieg kommen, werden alle Länder zwischen Rhein und Oder von einem großen und heftigen Aufstand erfasst.“

1812 zieht Napoleon dennoch – und ohne Plan - nach Russland, mit der bis dahin größten Armee der Welt, 690. 000 Mann, auf dem Papier. Ein Drittel der Pferde ist zu schwach, einen Reiter zu tragen, Typhus, Hitze, unendliche Weiten – noch vor der ersten Schlacht sind 35.000 Soldaten tot. Äußerst verlustreich ist das Gemetzel bei Borodino, nicht zuletzt weil der vormals so geniale Stratege eine Vielzahl kapitaler Fehler begeht. Napoleon gelangt gleichwohl nach Moskau, wo beim Einzug noch ein musikalischer Fehler hinzukommt.

Die Trompeter spielen den Marsch namens „Der Sieg ist unser“ aus Grétrys Oper „Die Karawane von Kairo“, dabei war doch der Krieg in Ägypten schon ein Desaster. Statt auf einen verhandlungsbereiten Zaren trifft Napoleon auf eine verlassene Stadt. Zuvor hatten die Russen die vielen Holzhäuser angezündet und die Löschpumpen entfernt. Als Jahrzehnte später die Erlöser-Kathedrale in Moskau eingeweiht werden soll, bittet man Peter Tschaikowski um ein passendes Stück. So entsteht die Konzert-Ouvertüre „1812“. Mehrfach zitiert Tschaikowski darin die „Marseillaise“, die am Schluss der Zaren-Hymne weichen muss, dazu mächtige Kirchen-Glocken und 16 Kanonenschüsse. Von Plattenspielern und Lautsprechern konnte Tschaikowski noch nichts wissen, die durch eine „1812“-Aufnahme von Antal Doráti mit dem Orchester aus Minneapolis reihenweise ruiniert wurden.

In unserem Ausschnitt leitet Doráti das Orchester aus Detroit, mit Glocken aus Philadelphia und Washington und einer Kanone aus dem amerikanischen Bürgerkrieg. Viel Glück!

Musik 2

Tschaikowski:

1812

Detroit Symphony Orchestra, Ltg. A. Doráti

M 0079167 001

Vielleicht ist es zwangsläufig: Wer von Millionen Menschen nachgerade als Gott verehrt wird, glaubt es am Ende selbst. Napoleon ist in Russland völlig beratungsresistent.

General Murat, sein ältester Kampfgenosse überhaupt, berichtet alarmierend über die Kavallerie und hört von Napoleon bloß, deren Zustand sei doch glänzender denn

je. Noch unheilvoller ist seine Unterschätzung des russischen Winters. Bis Anfang November wartet Napoleon vergeblich auf ein Zeichen des Zaren, als die Temperatur auf minus zwanzig Grad stürzt. Die Kälte verwandelt Gott wieder in einen Menschen. Napoleon verschließt nicht länger die Augen vor der Katastrophe, bezeichnet den ganzen Russland-Feldzug als Fehler und rechnet gar mit dem bis dahin Undenkbaren, dass er nämlich in Gefangenschaft gerät. Für diesen Fall trägt Napoleon fortan eine Portion Gift in einem schwarzen Seidenbeutel um den Hals.

Und sein strategisches Genie erwacht noch einmal. Die einzige Brücke über den Fluss Beresina war von den Russen zerstört worden, Napoleon entdeckt eine Furt und lässt mit dem Holz der anliegenden Häuser eine Behelfsbrücke bauen, von 400 holländischen Pionieren, die bis zum Hals im gefrierenden Wasser stehen und sich überdies der Eisschollen zu erwehren haben. So rettet Napoleon den Rest seiner Grande Armée, die bereits auf ein Sechstel ihrer ursprünglichen Größe geschrumpft ist. Genau diese Phase des französischen Rückzugs schildert Sergej Prokofjew in seiner Oper „Krieg und Frieden“ nach dem gleichnamigen Roman von Leo Tolstoi. Aus der Orchester-Suite dieser Oper hören wir drei Sätze, „Der Schneesturm“, „Die Schlacht“ und „Der Sieg“. Eher harmlos klingt Prokofjews Musik im Vergleich mit der Realität, was vielleicht eine historische Ursache nahelegt. Die Uraufführung der ersten Fassung von „Krieg und Frieden“ fand am 7. Juni 1945 in Moskau statt, als gerade ein anderer Krieg in Russland zu Ende gegangen war. Der so total, radikal, brutal geführt wurde, dass dagegen Napoleons Gemetzel nur noch halb so schlimm wirkt.

„Der Schneesturm“, „Die Schlacht“, „Der Sieg“, mit dem Philharmonia Orchestra unter Neeme Järvi.

Musik 3

Prokofjew:

Krieg und Frieden, Suite, Nr. 5 - 7

9'45"

Philharmonia Orchestra, Ltg. N. Järvi

M 0017076 005 – 007

Von der filmischen Totale zur Nahaufnahme. „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier“, dichtet Heinrich Heine, komponiert Robert Schumann. Wie sind sie in

Wirklichkeit nach Frankreich gezogen? Unter Bedingungen, die so unmenschlich waren, dass alle moralischen Hemmungen fielen. Da war zum einen die Kälte, bis zu minus 38 Grad und hoffnungslos unzureichende Kleidung der Soldaten. Ein Oberst sitzt geschwächt an der Straße, als ihm ein Grenadier seinen Pelzmantel ausziehen will, den nur Offiziere tragen. „Ich bin noch nicht tot“, murmelt der Oberst. „Na gut“, entgegnet der Soldat, „ich werde warten.“ Der Atem fror ein, ebenso die Augenlider, Eis selbst in den Nasenlöchern und der Speichel der Pferde verwandelt sich sofort in Eiszapfen. Da war zum anderen der Hunger. Ein Leutnant der württembergischen Jäger berichtet: „Keine Nahrung war zu verfault und ekelhaft, als dass sich nicht jemand gefunden hätte, sie mit Wollust zu verschlingen. Kein gestraucheltes Pferd blieb ungegessen, kein Hund, keine Katze, kein Aas und nicht einmal die Leichen derjenigen, die an Kälte und hungers gestorben waren. Blutige Schlägereien entstanden um einen Pferdekadaver, um das kleinste Stückchen Brot, wobei sich die Männer in allen Sprachen Europas anschrien.“ Denn die Große Armee bestand nur zur Hälfte aus Franzosen, zum anderen aus Zwangsverpflichteten der von Napoleon besetzten oder mit ihm verbündeten Länder. Am Ende waren neun Zehntel der Kämpfer gefallen, verhungert oder erfroren, darunter auch Tausende aus dem Königreich Württemberg oder dem Großherzogtum Baden, Titel übrigens von Napoleons Gnaden. Von all dem erfährt man im Gedicht des Napoleon-Verehrers Heine nichts. Dennoch beschreibt auch er etwas Wahres, dass nämlich die heute unvorstellbare Begeisterung der Soldaten über Napoleon selbst nach dieser Katastrophe unzerstörbar war. Nur ein Detail hat Heine erfunden: Der Kaiser wurde in Russland nicht gefangen, sondern traf am 18. Dezember 1812 allein in Paris ein, um sofort eine neue Armee auszuheben. Vom Verlust der alten wusste man dort noch nichts.

„Nach Frankreich zogen zwei Grenadier“ von Robert Schumann. Roman Trekel wird begleitet von Oliver Pohl.

Musik 4

Schumann:

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'

3'34"

R. Trekel, O. Pohl

M 0058326 018

Mochte Napoleon auch in Frankreich noch zahllose Anhänger haben, so setzt sich bei den feindlichen Fürsten spätestens nach der russischen Niederlage die Überzeugung durch: Dieser Herrscher über halb Europa, der bis dahin fast alle seine Schlachten gewonnen hat, ist besiegbare. Erst recht, wenn er von seinem Bruder Joseph vertreten wird, dem König von Spanien. Dort sitzen bereits die Engländer, geführt vom Marschall Wellington, und gemeinsam mit spanischen und portugiesischen Truppen schlägt er die Franzosen bei Vitoria, einem Ort im spanischen Baskenland. Besonders schmachvoll war, dass Wellington dabei eine große Zahl französischer Kanonen erbeutet und den Franzosen die viele Millionen schwere Beute wieder abnimmt, die sie zuvor in Spanien gemacht haben.

Zu dieser Zeit befindet sich Beethoven in einer Schaffenskrise; noch kein richtiges Werk hat er im Jahr 1813 zustande gebracht. Da kommt ihm ein Vorschlag von Johann Nepomuk Mälzel gerade recht; ein guter Bekannter, Mechaniker und Klavierlehrer, der für Beethoven bereits Hörrohre angefertigt hatte und nebenbei an der Erfindung des Metronoms arbeitet. Und da bereits eine Orchestermaschine Mälzels existiert, das Panharmonicon, bittet er dafür Beethoven um ein Stück, das Wellingtons Sieg feiern soll. Mälzel legt dem Meister gar eine detaillierte Skizze vor, mit französischen und englischen Trompeten-Signalen und zwei Lied-Melodien, „Rule Britannia“ für die Engländer und „Marlborough se va t'en guerre“, der Herzog Marlborough zieht in den Krieg, ein französisches Volkslied, das Napoleon immer vor sich hin summte, wenn er einen neuen Feldzug plante. Später kam es, wie es kommen musste, zu einer juristischen Schlacht zwischen Mälzel und Beethoven über die Urheber-Anteile, die zugunsten des Zweiten ausging. „Wellingtons Sieg in der Schlacht bei Vittoria“, so Beethovens Titel, wurde zu einem außerordentlichen Erfolg in Wien. „Es existiert gar nichts auf dem Gebiet der malenden Tonkunst, das diesem Werk gleichkäme“, notiert ein Kritiker. Freilich bleibt der Beifall nicht ungeteilt. „Beethoven“, schreibt Carl Friedrich Zelter an Freund Goethe, „hat eine Schlachtsinfonie gemacht, wovon man so taub werden kann als er selbst. Nun wissen die Weiber auf ein Haar, wie es in einer Schlacht hergeht, wenn auch schon lange niemand mehr begreift, was Musik ist.“ Der komponierende Musikkritiker Gottfried Weber hält das Stück gar für „unwürdig und empörend“. Woraufhin Beethoven am Rand des Artikels in der Zeitschrift „Caecilia“ bemerkt – die rheinische Mentalität hatten wir ja schon: „Ach Du erbärmlicher Schuft, was ich scheiße, ist besser, als was Du je gedacht hast.“ Dabei wollte Beethoven, wie er sagt, mit

„Wellingtons Sieg“ doch nur eine „größere Arbeit auf dem Altar des Vaterlands niederlegen“.

Ein patriotischer Akt also, doch der Prager Kollege Wenzel Tomaschek argwöhnt, das sei nur für Geld getan. Es habe ihn „schmerzlich berührt, einen Beethoven unter den größten Materialisten zu finden“. Wie auch immer, Beethoven – offenbar auf eine Kurssteigerung hoffend - leistet sich anschließend acht Bankaktien, das Stück zu 500 Silbergulden. Schließen wir für heute mit dem ersten Teil des Werks, überschrieben „Schlacht“.

Musik 5

Beethoven:

Wellingtons Sieg, Teil I

8'20"

LSO, Ltg. A. Doráti

M 0565051 004

Wir hörten den ersten Satz von Beethovens „Wellingtons Sieg in der Schlacht bei Vittoria“ in der Orchesterfassung, mit London Symphony Orchestra unter Antal Doráti.

Napoleon und Werner Klüppelholz sagen Adieu.